

Am Ziel werden wir erst sein – in Kirche, Politik, Gesellschaft –, wenn Person(al)entscheidungen nach sachlichen Kriterien getroffen werden, bei denen das Geschlecht keine Rolle mehr spielt.

Auf dem Weg zu diesem Ziel finde ich *Frauenfreundschaft* und Frauensolidarität – freilich auch Konkurrenzkampf und -streit oder -neid (nicht mehr als unter Männern, nur wird dies bei Frauen öffentlicher und hämischer beachtet).

Ich erlebe vielfältige *Frauenemanzipation*. Für gesellschaftlich zielführend halte ich sie dort, wo sie sich nicht gegen Männer richtet, wo sie nicht ohne Männer geschieht – es ist Sache der Männer, ihren Anteil wahrzunehmen! –, sondern mit ihnen gemeinsam, mit Spitzenpolitikern und Wirtschaftsbossen genauso wie mit Bischöfen.

Denn, sich von etwas zu emanzipieren, kann nur der erste Schritt sein. Meine Utopie ist, daß Männer und Frauen sich gemeinsam emanzipieren für

- größere Sensibilität gegenüber der Mitwelt;
- mehr Geschwisterlichkeit, Frieden und Gerechtigkeit
- und Verantwortung für unser aller Zukunft.

Ich wünsche mir für mich und uns alle mehr Optimismus und Gelassenheit – und weil dies nur daraus entspringen kann: aus tieferem Gottvertrauen die Überzeugung, es nicht allein schaffen zu müssen.

Angelika Piek

Ich bin jetzt in einem Alter, bald fünfzigjährig, in dem viele Frauen den beruflichen Wiedereinstieg versuchen, war selbst aber während vier Jahren nicht berufstätig, dies eher bedingt durch unseren Umzug in die Schweiz – zudem in das zweisprachige Fribourg – als durch die häusliche Situation.

Als unsere Tochter zur Schule kam, wurde mein Wunsch, wieder zu unterrichten, immer stärker. Vorsichtig und eigentlich mehr zur Information erkundigte ich mich damals nach den Einstiegsmöglichkeiten. Es herrschte akuter Lehrermangel, und so wurde ich von der Behörde mehr als ermutigt, doch eine Klasse zu übernehmen. Unsere Kinder waren zu der Zeit fünf und sieben Jahre alt. Nun war ich also wieder mit voller Stundenzahl im Schuldienst. Da sich der Stundenplan von mir und meinen Kindern zeitlich weitgehend deckte, legten wir den Schulweg (15 km) immer gemeinsam zurück.

In diesen Jahren war mein Alltag völlig durchorganisiert; es gab dabei kaum noch Raum für Zusätzliches oder Unvorhergesehenes. Anfangs konnte mein Mann noch viel im Hause mithelfen. Er beschäftigte sich gerne mit den Kindern und half mir sogar oft bei Korrekturarbeiten. Mit der Zeit wurde aber seine berufliche Beanspruchung immer stärker; damit nahmen auch seine Möglichkeit und Bereitschaft zur Mithilfe ab. Sein Wunsch, ich möge beruflich abbauen, um vermehrt zu Hause anwesend zu sein und den ruhenden Pol zu bilden, wurde immer stärker. Der Lehrermangel war in der Zwischenzeit behoben, und ein Gesuch an die Schulbehörde um Stellenteilung schien deshalb nicht aussichtslos. Doch die Behörde war zu keinem Zugeständnis bereit, „ganz oder gar nicht“ war nun

die Devise. Ich konnte und wollte nicht ganz aus dem Beruf heraus. Dieser Druck und die unterschiedlichen Erwartungen waren schwer zu ertragen.

Machte ich nicht alles nur halb? Ein Traum aus dieser Zeit hat mich lange beschäftigt: Ich halte mein Baby in den Armen und kann es nicht ernähren. Krankentage der Kinder wurden zur großen Belastung. Lange war ich die einzige verheiratete Frau mit Familie im Kollegium. Jede Frage: „Wie schaffst Du das nur?“ empfand ich als Vorwurf und versuchte mehr für die Schule zu tun. Ältere unverheiratete Kolleginnen warfen mir vor, alles haben zu wollen, einen Mann im Bett und einen Beruf.

Der Berufstätigkeit aber verdanke ich enorm viel; über sie habe ich mich in einem fremden Land voll integrieren können. Dabei habe ich Herausforderung und Anerkennung bei Eltern und Schülern erfahren und mich immer wieder neuen Anforderungen stellen müssen.

Doch das hatte und hat noch jetzt seinen Preis. Der Beruf muß auch gleichzeitig das „Hobby“ sein. Situationen, in denen ich müde, abgespannt oder verärgert bin, werden von der Umgebung damit beantwortet, daß ich das doch alles nicht nötig hätte und ich mich doch gut ganz aus dem Berufsleben zurückziehen könnte. Ich verstehe mich aber zum großen Teil von meinem Beruf her und bin froh, ihn gegen alle Widerstände durchgehalten zu haben.

Gabriele Treschnitzer

Mein Leben ist eingespannt zwischen meiner Arbeit und meiner Familie. Ich bin darin eine recht typische Frau der heutigen Zeit mit den vielen Chancen und Problemen. Besonders privilegiert an meiner Situation ist vielleicht mein Arbeitsbereich. Ich bin Pastoralassistentin am Landeskrankenhaus Salzburg. Dank meines Pfarrers und aller anderen Teammitarbeiter(innen) kann ich mir meine Arbeitszeit relativ flexibel einteilen (z. B. wenn ein Kind krank und die Arbeit verschiebbar, kann ich an einem anderen Tag arbeiten). Außerdem habe ich eine sehr schöne Tätigkeit, die ich in meinem Leben nicht mehr missen möchte: ich führe ein und begleite Menschen, die sich auf begleitende Arbeit mit Kranken einlassen. Ich erlebe viel an Entwicklung, Wachsen und Reifen bei Menschen, die sich aufgemacht haben, bei kranken, beschädigten oder sterbenden Menschen zu sein. Außerdem halte ich Wortgottesdienste bei Kranken und bringe ihnen die Kommunion. Dabei erlebe ich zuweilen, wie in die Praxis umgesetzte Theologie Menschen im Erleben von Leid wirklich helfen und sie aufrichten kann. Ich möchte meine Arbeit, das lebendige Zusammensein mit Menschen aller Art, gesund, krank oder sterbend, nicht mehr missen. Ich möchte es nicht mehr missen, weil ich als Frau gerne gesellschaftliche Vorgänge wahrnehme und in sie eingreifen bzw. sie gestalten möchte; weil ich als Frau von meinen Gotteserfahrungen weitergeben möchte, um die so männlich dominierte Verkündigung zu kontrarpunktieren, zu ergänzen, zu bereichern oder auch zu verändern. Ich möchte meine Arbeit nicht mehr missen, obwohl ich manchmal von der Vielfalt meiner Anforderungen (von denen ich zumindest glaube, daß ich sie habe) fast aufgerieben werde. Meine Arbeit braucht viel